

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 66.

Berlin, Freitag den 1. Juni

1838.

### F r a n k r e i c h.

#### Veniserade, das Glückskind.

Es ist eine leidige hergebrachte Meinung unter den Leuten, und ich kann gar nicht sagen, wie es mich ärgert, wenn ich zu hören und zu lesen bekomme: daß es dem Genie auf Erden nicht zu wohl werden darf, ja daß es ihm ordentlicher Weise und von Rechts wegen ein bißchen knapp und trübselig in der Welt gehen muß. Viele unserer gebräuchlichsten Redensarten beruhen auf diesem Vorurtheil, z. B. daß man „Künstlers Erdenwallen“ sagt für „Misere“, oder „Apollo's Liebtinge“ für „arme Teufel“. Es gilt für ausgemacht, das Genie müsse sich beim „Gastmahl des Lebens“ mit dem untersten Platz an der Tafel und mit schmalen Brotsamen begnügen, oder im Dachkammerlein am Hungertuche nagen. In Gedichten, in Schauspielen, in Romanen wird die abgeschmackte Lehre immer von neuem gepredigt. Gleichwie eine Krone auf einer Stange Freiheit bedeutet, also bedeutet ein Lorbeerkrantz auf einem Brette Poesie. Camoens, Correggio, Tasso, Spenser, Cervantes, Milton, Gilbert, Chatterton müssen zu der Demonstration herhalten, daß der Poet ein Unglückspatron ist zu Wasser und zu Lande, ein Unglückspatron in der absoluten und in der constitutionellen Monarchie, ein Unglückspatron in allen wirklichen, möglichen und unmöglichen Republiken. — Ich frage nun im Namen aller Genie's: wozu sind wir Genie's, wenn wir das leiden? wenn wir ein solches Vorurtheil, eine solche üble Nachrede auf uns sitzen lassen? Es bringt uns um den Respekt, es bringt uns in totalen Mißkredit bei allen vernünftigen und respektablen Leuten, wenn wir bei jeder Gelegenheit als die Ritter von der traurigen Gestalt abgedehlet werden, als Kandidaten des Mißgeschicks, als Träumer und Phantasten, als gemüthliche und genügsame Hungerleider. Wofür Einer gilt, dafür wird er traktirt. Nein! wir müssen den Wahn mit allen Waffen bekämpfen, die uns zu Gebote stehen. Die Welt muß sich überzeugen, daß unter den Genie's auch Leute comme il faut anzutreffen sind. Erzählen wir von Poeten und Künstlern, die sich aus der Dürftigkeit zum Glanze, aus der Niedrigkeit zu hohem Rang und Ansehen emporgeschwungen; feiern wir die Namen derjenigen, die in ihrer Person das Genie zu Ehren gebracht, ihm die Pforten der Paläste geöffnet, von Schusters Kappen in die Staatskarosse geholfen haben. Ein Gelehrter könne sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er ein Buch schreibe: „Von den Genie's, so große Herren geworden sind.“ Die Geschichte ist reich genug an Beispielen; nur muß man sie nach den verschiedenen Ländern und Zeitaltern verschieden wählen. Denn es kann natürlich nicht allezeit und allerwärts derselbe Waizen blühen. Vor zweihundert Jahren adelte der Pinsel — man denke an Rubens und Van Dyk —; heute thut's eine wohlgestimmte Kehle, — wofür Exempel aus dem Neutrum (Farinelli), Maskulinum und hauptsächlich aus dem Femininum die Hülle und Fülle vorhanden sind. Voltaire, das größte Genie unter den Franzosen, und Göthe, das größte unter den Deutschen, leuchten auf der Bahn des Dichters und Philosophen sowohl als des Weltmannes durch Beispiel und Erfolg glänzend voran. Doch wäre es Unrecht, über ihnen andere große Männer zu vergessen. Wir wollen hier das Andenken an einen Französischen Dichter erneuern, der vor zweihundert Jahren gelebt hat, der am Eingang des goldenen Siecle de Louis XIV. steht, und an dessen Lebenslauf eben so lehrreich und herzerhebend als erfreulich zu sehen ist, wie das Genie den Druck gemeiner und niedriger Verhältnisse überwindet, wie es den Mächten des Lebens die schönsten Gaben spielend ablockt und sich in Reiche und Glied mit den Größten und Edelsten der Nation, mit den Trägern der höchsten Namen und Würden, vor den Thron des Monarchen stellt.

Isaac Veniserade war aus Lions, einer kleinen Stadt in der Normandie, gebürtig. Sein Vater lebte kümmerlich von einem Aemthchen bei der Domainen-Verwaltung und starb in so zerrütelten Vermögens-Umständen, daß der junge Isaac die Erbschaft im Stiche ließ und nach Rouen ging, sein Fortkommen zu suchen. Zwölf Jahre war der Knabe alt und stand allein in der Welt. Da geschah es, Gott weiß, durch welchen Zufall, daß ein hochwürdiger Domherr des Erzstiftes, Monsignore Puget, Bischof von Dardania in partibus, unseres Isaac gewahr wurde und sich

seiner annahm. Daß der Junge ein kleiner Keger, ein Calvinist war, schlug ihm jetzt zum Glück aus. Der fromme Herr eilte, die junge Seele zu reiten, ertheilte ihm Unterricht in der katholischen Religion, und Isaac schwur wohlgemuth seinen „Irrglauben“ in die Hände seines geistlichen Vaters ab. Er war klug genug, seinen Vortheil bei der Sache zu begreifen und sich zu gerösten, daß bei der „Rechtgläubigkeit“, will sagen bei der Religion des Bischofs und der vornehmen Herren, mehr Glück zu machen stehe, als bei der seiner Familie. Als ihm jedoch der Prälat anmuthete, seinen hugenottischen Taufnamen gegen einen stichhaltigeren aus dem Heiligen-Kalender zu vertauschen, stuzte der Kleine und schien nicht recht zu trauen. „Hochwürdiger Herr“, sagte er endlich und sah ihm mit den hellen, vrsiffigen Augen ins Gesicht, „ich soll einen neuen Namen kriegen? wenn ich nur nicht schlechter dabei fahre.“ Seine Hochwürden lachten herzlich: „Na, so magst Du Deinen Namen behalten, mein kleiner Puffikus: ich sehe schon, er bringt Dir Glück.“ — Kurz darauf bekam Monsignore Puget das Bisthum Beauvais und brachte den jungen Veniserade auf die Sorbonne, wo er den rhetorischen und philosophischen Kursus vollständig durchmachte. Allein er verspürte gar keine Lust zum geistlichen Stande; nicht einmal Abbe mochte er werden. Er war ein Weltkind und träumte von keinem höheren Glück, als ein großer Herr zu werden und zu Hofe zu fahren. Er schwänzte die theologischen Konferenzen, wurde Coulistengast im Theater des Hotel de Bourgogne und hatte eine Liebchaft mit der Belrose, einer Actrice von Ruf. Die Liebhaber machten damals mehr tolle Streiche als heutzutage, allein bei weitem nicht so viel Verze. Wer hätte zu jener Zeit eine Ahnung von den Erfindungen und Verbesserungen haben können, wodurch uns Neueren die poetische Production so leicht gemacht ist, daß jeder einigermaßen Gebildete sich allenfalls seinen Hausbedarf an Versen selbst bereiten kann? Die Schleusen der poetischen Diction waren damals noch nicht geöffnet, das Material noch nicht flüssig gemacht. Heute gießt man die Verse, damals mußte man sie drechseln. Ein Sonett, ein Madrigal, ein Epigramm gilt uns gleich einer Stecknadel, nicht des Bückens werth, um es aufzuheben, nicht des Dankes, wenn es Dir zugereicht wird. Für die Schöngelister jener Zeit war jedes Quatrain eine Kostbarkeit, ein Kleinod, würde herumgewiesen, bekräftigt, bewundert; man behing und pugte sich damit. Wöchentlich mit zwei, drei Sonetten an seine Geliebte herauszurücken, wie der achtzehnjährige Veniserade that, dazu gehörte für damals eine starke poetische Ader. Aber auch, welches Aufsehen in ganz Paris! was für ein Fragen, Erkundigen früh bei der Toilette, Abends beim petit souper! „Wer ist der neue Schöngelst? wie heißt er? wie sieht er aus? Wer hat ihn gesehen? Ist er von Stande? kann man ihn einladen? warum brachten Sie ihn nicht mit? warum zieht er sich zurück? Man sollte sich bei dem Herrn Kardinal\*) verwenden, daß Etwas für ihn geschieht. Wenn er kein Vermögen hat, so muß man ihm zu einer Pension verhelfen.“ Also gingen die Reden hin und her. Der junge d'Armentieres, Veniserade's Schulkamerad und Coulisten-Gefährte, rief ihm: „Produzire Dich doch in der feinen Welt; mach' ein Gedicht an jemand Grobes und präsentir' Dich damit.“ Allein Veniserade war zu stolz und zu politisch, die Sache auf diese Weise anzufangen. „Nein!“ sagte er — „Schmeichelei erniedrigt! Soll ich mich so tief vor Dem da und Dem da bücken, um die Protection von Leuten betteln, die heute freilich große Herren gegen mich sind? aber ein großer Herr denk' ich auch zu werden, und seines Gleichen darf man nichts verdanken; sie vergessen's Einem nicht. Ja wenn es der König wäre, oder ein Königlich Prinz, oder der Premier-Minister, — die bleiben immer hoch genug über mir; da schadet es nichts, wenn ich mich erniedrige. Vor Damen hat es auch nichts zu sagen; ich will Dir vor Jeder auf die Kniee fallen und mich prosterniren, so viel man verlangt. Leg' ihr nur vorher recht viel Galanterie zu Füßen, so knieet sich's weich und staubt nicht ab. Siehst Du, der Herr von Boissure ist bei seinem vortrefflichen Genie doch ein rechter Esel, daß er die Hand aufhüt und sich Geld hineinstecken läßt; und das von Personen, ich sage Dir, — wenn er sich recht zu stellen gewußt hätte, dürfte er sie heate mir nichts dir nichts ganz vertraulich bei der Hand fassen und schütteln, und sie würden's hoch aufnehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Richelieu ist gemeint.



## England.

## Walter Scott's letzte Reise.

(Schluß.)

„Eines Morgens kam er in Neapel früher zu mir als gewöhnlich, und zwar bei äußerst guter Laune. Er erzählte mir, er habe so eben die Nachricht aus London erhalten, daß seine letzten Werke, „Robert von Paris“ und „Castle Dangerous“ die zweite Auflage erlebt, was sein Herz sehr erleichterte; „denn“, sagte er, „ich hätte keine Ruhe im Grabe gehabt, wäre irgend einer meiner Gläubiger unbefriedigt geblieben. Und nun“, fügte er zu meinem Hund gewandt hinzu, „mein armer Kerl, ist mein Haus und mein Gut wieder frei, und ich kann mir so viele und so große Hunde halten, als es mir beliebt, ohne Vorwürfe fürchten zu müssen.“

„Ich kann mich nicht mehr genau des Tages erinnern, an welchem er mir sagte, er habe schon ein gutes Stück von einem Roman über Malta niedergeschrieben, doch sey er so unglücklich gewesen, aus Irrthum einen großen Theil davon ins Feuer zu werfen; der Schaden sey indeß schon wieder hergestellt. Er fragte mich nach der Insel Rhodos und meinte, da er nun nicht mehr von Schulden gedrückt werde und nicht länger nöthig habe, für Geld zu schreiben, so habe er große Lust, in seinen alten Tagen sich noch einmal der Poesie zuzuwenden. Ich ermahnte ihn dazu und fragte, warum er diese überhaupt jemals aufgegeben? „Weil Byron mich austach“, versetzte er. Von jetzt an interessirte er sich lebhaft für Rhodos, doch war es ihm unangenehm, zu vernehmen, daß diese Insel noch bedeutend entfernt von Korfu liege, wo er sich einige Zeit bei Sir Frederick Adam, damaligem Lord Ober-Commissair der Ionischen Inseln, aufzuhalten gedachte.“

„Sir Walter hatte zu viel von Pästum gehört, um Neapel zu verlassen, ohne es gesehen zu haben; wir machten daher in zwei Wagen eine Partie dorthin und beschloßen, in La Cava bei meiner Freundin Miss Whyte zu übernachten, die bei der Ermordung der Familie Hunt in Pästum einen so merkwürdigen Muth bewiesen hatte. Als sie nämlich diese Gräueltat erfuhr, suchte sie sogleich Leute und einen Chirurg aufzureiben, um den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen. Niemand wollte es jedoch wagen, die Höhle zu betreten, und sie entschloß sich daher, mit der nöthigen Medizin, Leinwand u. s. w. versehen, allein hinzueilen. Sie kam an, — aber es war schon zu spät. Sir Walter wünschte sehr, die Bekanntschaft dieser muthigen Person zu machen. La Cava ist 23 Engl. Meilen von Neapel entfernt; während nun unterwegs die Pferde gefüttert wurden, hoffte ich, ihm das Amphitheater von Pompeji zu zeigen; da es indeß regnete, waren wir genöthigt, in einer kleinen Schenke dicht bei der alten Stadt zu bleiben, wo wir auch Mittagbrod aßen. Hier hatte ich ein Beispiel von seiner Gastfreundschaft, die mir stets gerühmt worden; nachdem wir getafelt hatten, wurden nämlich nicht nur unsere Bedienten mit dem gespeist, was wir mitgebracht hatten, sondern auch noch der Rest den armen Leuten gereicht, die der Regen in die Schenke getrieben hatte. Freilich fehlte es der Gesellschaft dafür am nächsten Tage an Lebensmitteln, als wir die Wüste von Pästum erreichten.“

„Die Partie nach Pästum machte ich nicht mit und erfuhr nur von der nach Zurücklegung von 34 Engl. Meilen gegen Abend heimkehrenden Gesellschaft, daß sie so glücklich gewesen war, in der Nähe der Tempel Eier aufzureiben. Scott war zwar sehr ermüdet, der Schlaf erquickte ihn jedoch, so daß wir am folgenden Morgen eine Partie nach dem drei Engl. Meilen von der großen Straße entfernten herrlichen Benediktiner-Kloster La Trinita della Cava machten, dem man sich durch einen schattigen auf Bergen gelegenen Wald von Kastanienbäumen nähert. Die Gegend erinnerte ihn an eine ähnliche in Schottland, und er deklamirte mit vielem Ausdruck und lauter Stimme die ganze Ballade von Jock Hazledean. Im Kloster hatten wir veranstaltet, daß eine Messe vor ihm abgelesen wurde, worauf man ihn mit vieler Schwierigkeit durch die glatten, labyrinthischen Gänge des weitläufigen Gebäudes, in denen er zweimal niederfiel, und nach Ersteigung beschwerlicher Treppen in die Zimmer führte, die das Archiv enthielten. Hier überraschte ihn besonders ein Buch mit den Portraits der Lombardischen Könige. Von diesen erhielt er später durch die Güte des Doktors Hogg, der sie von einem jungen Neapolitanischen Maler kopiren ließ, getreue Abbildungen. Im Ganzen war Scott vom Kloster La Cava mehr entzückt, als von irgend etwas Anderem in Italien; die Lage, der Wald, die Orgel, die Größe des Klosters und vor Allem die Lombardischen Könige versetzten ihn in poetisches Entzücken, und das schöne Wetter regte ihn so an, daß er nach der Herjagung eines großen Theils von seinem Lieblings-Gedicht Hardyknute auf mein Begehren im Kastanienwalde Jock Hazledean nochmals deklamirte. Am folgenden Tage kehrten wir nach Neapel zurück.“

„Auf einer unserer Fahrten wurde erwähnt, daß W. Scott's vielleicht populairster Roman, in welchem Lady Margarit Belendin das Schloß Tillieudlem vertheidigt, unter dem Titel „die Schottischen Puritaner“ ins Italienische übersetzt worden, und er lobte diesen Titel sehr. Ich sagte ihm, wie sonderbar sich die Schottischen Namen der Personen und Ortschaften in dem Italienischen Kleide machten, und bemerkte, das Schloß sey so meisterhaft beschrieben und gebe ein so treues Bild, daß ich stets geglaubt, es habe ihm dabei eine bestimmte Vision vorgeschwebt

und zum Modell gedient. Er sagte, dies sey ganz richtig; er habe das Schloß besucht und sich so sehr darin verliebt, daß er im Begriff gewesen, es zu kaufen. „Ich nahm stets meinen Hut ab, wenn ich diesen meinen Lieblingsort betrat“, fügte er scherzend hinzu; „denn da das alte Schloß Jahrhunderte lang unbedeckt stand, so konnte ich es auch wohl auf eine Stunde bleiben. Es hatte weder Dach, noch Fenster, noch viel Mauern mehr; ich hätte drei Engl. Meilen Weges zu machen gehabt, daher wurde ich zum Glück weiser, noch ehe der Handel abgeschlossen war.“

„Am 3. April 1832 begleitete ich ihn nach Puzzuoli und Cumä. Ich erzählte ihm die Geschichte der Gegenstände, an denen unser Weg vorüberführte, und der Bericht über den Monte Nuovo, der sich mit der Zerstörung des Dorfes Tre Pergole und eines Theils des Lucrine-Sees in einer Nacht zu seiner gegenwärtigen Höhe erhob, schien seine poetische Einbildungskraft besonders anzusprechen. Nach Arco Felice hin findet sich bei der Wendung der Straße ein Punkt, von welchem man eine weite Aussicht auf den See Avernus hat. Den Tempel des Apollo, den Lucrine-See, den Monte Nuovo, Bajä, Misenum und das Meer, Alles erblickt man zu gleicher Zeit. Ich nannte ihm diese Namen, die er mit Aufmerksamkeit anzuhören schien; doch fand ich, daß irgend etwas ihn in Gedanken nach Schottland und in die Zeit der Stuarts verjagt hatte, denn als ich fortfuhr, sagte er mit ernstem Ton und vielem Nachdruck:

„Den steilen Berg hinauf,  
Hinah in's mo'rae Thal  
Kann Niemand von uns melken geh'n  
Vor Karl und seiner Streiter Zahl.“

Ich mußte über diesen sonderbaren Kommentar zu meiner Abhandlung über den Avernus lächeln.“

Wie bereits erwähnt (heißt es in Lockhart's Memoiren weiter), war W. Scott durch seinen Freund Sir Frederick Adam sehr dringend zu einem Besuch der Ionischen Inseln eingeladen worden, und er hatte diese Einladung auch angenommen; da Sir Frederick jedoch plötzlich abberufen und zum Gouverneur von Indien ernannt wurde, gab Scott den Vorzug auf. Von jetzt an widerstrebte sich auch seine Begleiter nicht mehr seiner Absicht, nach England zurückzufahren; da er sich nun einmal nicht mehr vom Arbeiten abhalten ließ, so mochte er dies an seinem eigenen Schreibtisch wenigstens bequemer als in der Fremde haben. Er kehrte sich auch nicht mehr an die Vorschriften der Aerzte; es schien daher am gerathensten, ihn in die Arme seiner Freunde zurückzuführen, die in dieser Beziehung bisher Alles über ihn vermocht hatten. Es war sein Wunsch, durch Syrot nach Deutschland zu gehen, theils um in Inspruck die merkwürdige Kapelle mit den Denkmälern der Oesterreichischen Herrscher, theils die Ruinen des Mittelalters am Rhein zu sehen; hauptsächlich wollte er jedoch Göthe in Weimar einen Besuch machen. Dieser war indeß bereits am 22. März 1832 gestorben, und die Nachricht davon machte einen unbeschreiblich tiefen Eindruck auf W. Scott. Er wurde jetzt von Tage zu Tage unruhiger, die schönen Träume von Wiedergenesung schienen verschwunden, und — „Ach, der arme Göthe!“ rief er zu wiederholten Malen aus, — „aber er starb doch wenigstens in seiner Heimath; — ich muß schnell nach Abbotsford!“ Häufiger als jemals finden sich nun in seinen Briefen die Worte „Grata quies Patriae.“ Am 14. April verließ daher W. Scott Neapel in einer offenen Barouche, die nach Belieben in ein Bett umgewandelt werden konnte, und begab sich nach Rom.

Auf dem Wege dorthin interessirte er sich zwar nur für wenige Gegenstände, doch beruhigte ihn der Gedanke, sich auf dem Rückwege zu befinden, und in der angenehmen Gesellschaft, die ihn in Rom umgab, schien er wieder eben so sehr oder vielleicht noch mehr er selbst, als es in Neapel und Malta der Fall gewesen. Seine literarische Hoffnung und Thätigkeit schien sich sogar wieder belebt zu haben; doch behauptete Miss Scott, daß er seine Einwilligung zu einem kurzen Aufenthalt von einigen Tagen in Rom nur einzig und allein gegeben, um ihrer Neugierde zu willfahren. Sir William Bell kam ebenfalls nach Rom, und ihm danken wir folgende Notiz über W. Scott's Aufenthalt daselbst:

„Zu Rom fand Sir Walter in der Casa Bernini Zimmer für sich und seine Familie in Bereitschaft. Ich traf ihn bei ziemlich guter Laune, obgleich das lange Sitzen auf der Reise gefährliche Symptome erzeugt zu haben schien. Er hatte große Lust, das Haus zu besuchen, wo Benvenuto Cellini, wie er selbst erzählt, den Connetable von Bourbon durch eine Kugel niedersetzte. Der Chevalier Luigi Chiaveri führte ihn nach dem Hause, dessen Lage er zwar bald wieder vergaß; den geschichtlichen Hergang behielt er indeß und kam noch oft darauf zurück.“

„Bald nach seiner Ankunft in Rom führte ich Sir Walter nach der Peterskirche, die er zu besuchen beschloßen hatte, um das Grab des letzten Stuart zu sehen. Zur Abkürzung des Weges führte ich ihn durch eine der Seitenthüren, und zum großen Glück trafen wir zwei Bekannte, die ihm während der Besichtigung hilfreiche Hand leisteten. Wir banden einen Handschuh um die Spitze seines Stockes, damit er nicht so leicht ausgleiten möchte; dennoch befand er sich seiner Gebrechlichkeit und großen Unvorsichtigkeit halber fortwährend in Gefahr. Er ist getadelt worden, weil er die Schätze im Vatikan nicht gehörig besuchte, aber nur von denen, welche die Schwierigkeit nicht kannten, mit der er sich bewegte. Er hatte Tage und Wochen in diesem unermesslichen Museum zubringen müssen, um eine Idee von dem



Werth desselben zu bekommen, und es würde ihm bei seiner Abneigung gegen jegliche Unterstützung gar nicht möglich gewesen seyn, die verfallenen Treppen zu besteigen und die langen Gänge und Galerien zu durchwandeln."

"Am 8. Mai waren wir bei der Herzogin von Tortonia zur Tafel; das Mahl war äußerst üppig und währte sehr lange; wir fürchteten daher, Scott möchte aus Zerstreuung mehr essen und trinken, als ihm gut wäre, und hatten seinen Freund und Nachbar, den Oberst Blair, ersucht, Acht auf ihn zu haben, der nun auch alle Diener mit Speisen und Getränken abwehrte. „Es ist ein schlechter Fremdschaftsdienst“, bemerkte die Herzogin sehr empfindlich, als sie es sah, „seinem Nachbar Alles vor dem Munde wegzunehmen, wenn er Hunger hat und die Speisen bereit sind, ihn zu stillen."

"Der älteste Sohn der Familie Tortonia ist der Besitzer des Schlosses Bracciano, dessen Herzog er ist. W. Scott wünschte sehr, es zu sehen, und erzählte eine Geschichte von der Familie Orsini, die einst dies Schloß besaß. Wir bekamen daher Erlaubniß, es zu besuchen, und der Kastellan hatte Befehl erhalten, uns Alles zu reichen und zu gewähren, was wir verlangen würden. Am 9. Mai machten wir uns auf den Weg; Sir Walter kam wie gewöhnlich in meinem Wagen und überließ den seinigen zwei anderen Herren. Einer von diesen war der Sohn des Herzogs von Sernonea, Don Michelangelo Gaetani, ein Mann von den lebenswürdigsten Eigenschaften, dem feinsten Benehmen und den merkwürdigsten Talenten. Sir W. Scott, den er während seines Aufenthalts in Rom mit Artigkeiten überhäuft, hatte eine hohe Meinung von ihm, denn er besaß außerdem auch noch eine genaue Kenntniß der Geschichte Italiens während der finsternen Jahrhunderte. Die Familie Gaetani spielte auch im Mittelalter unter den alten unruhigen Römischen Familien eine bedeutende Rolle, welches ihn in W. Scott's Augen noch interessanter machte."

"Als wir das 25 Engl. Meilen von Rom entfernte Schloß Bracciano erreichten, waren wir durch die Unebenheiten einer alten Römerstraße, deren Pflaster zum Theil aufgerissen und unordentlich durch einander lag, ziemlich angegriffen; Sir Walter gefiel jedoch das stattliche Gebäude, welches, auf einem Felsen liegend, nach der einen Seite den schönen See mit seinen bewaldeten Ufern, nach der anderen die Stadt Bracciano überschaut. Ein Wagen konnte nicht bis zum Schloß hinauf gelangen, so daß sich Scott, der sich auch hier nicht unterstützen ließ, durch das Ersteigen des ziemlich langen und sehr beschwerlichen Felsenpfades nur noch mehr ermüdete. Das finstere Ansehen der Gothischen, aus der schwarzen Lava, die einst das Pflaster von Rom gebildet, erbauten Thürme überraschte ihn sehr; im Innern erregte die lange Reihe von lauter bewohnbaren Staatszimmern sein Wohlgefallen, denn in vielen trafen wir noch die alten Möbel und reichen seidnen Vorhänge der Familien Orsini und Descaichi. Diese Zimmer gehen nach dem See hinaus, und Sir Walter saß an dem herrlichen Abend eine lange Zeit am offenen Fenster, um sich der Aussicht zu erfreuen. Ein großer sogenannter Dänischer Hund kam hereingelaufen und wedelte ihn freundlich an; Scott sagte zu ihm, er sey erfreut, ihn als eine passende Zugabe hier zu sehen, doch habe er zu Hause einen weit größeren, wenn er auch nicht so freundlich gegen Fremde seyn möchte. Die Liebkosung des Hundes schien das Herz des Kastellans gewonnen zu haben, denn er führte Sir Walter durch die lange Reihe von Zimmern noch zu einem zweiten Thurm, wobei Einer an der Unterhaltung des Anderen sehr großen Geschmack zu finden schien, obgleich Scott Französisch und der Kastellan Italienisch sprach. Nach der Stadt hin befanden sich kleinere Zimmer, die für eine kleine Gesellschaft — in der Sommerhitze ausgenommen — wohnlicher sind, als die großen Prunkzimmer; in diesen aßen wir und fanden unsere Betten bereit. Gegen Abend hatten wir Thee und ein großes Kaminsfeuer, — Scott plauderte vergnügt und behaglich. Wir stiegen im Mondschein auf das Dach und machten eine Promenade um die Zinnen; natürlich gehörte zu diesem alten Schloß auch ein Familiengeist, über den viel geschertzt wurde. Scott sagte, die beste Art, einen Geist erscheinen zu lassen, sey die, ihn in Weiß auf eine Zinnplatte zu malen; denn in der Dämmerung könne man ihn sogleich dadurch wieder verschwinden lassen, daß man dem Zuschauer die scharfe Kante zudrehe."

"Als ich am nächsten Morgen herunter kam, hatte Scott, der stets sehr früh aufstand, schon einen zweiten Gang mit dem Kastellan und dem großen Hunde durch das alte Schloß unternommen. Nach dem Frühstück begaben wir uns auf den Rückweg, und während der ganzen Fahrt war seine Unterhaltung anziehender und mehr mit Anekdoten durchwebt, als ich es bisher erlebt hatte. Er lud den jungen Gaetani, der auf dem Boock saß, zu sich nach Schottland ein und fragte mich, wann ich England wieder zu besuchen gedächte. Ich erwiderte, wenn meine Gesundheit es erlaubte, hätte ich vielleicht zum nächsten Sommer Lust. „Sollte es Ihnen etwa an Geld dazu fehlen“, sagte der gütige Baronet, „so lassen Sie das kein Hinderniß seyn; ich habe 300 Pfund Sterl. zu Ihrem Befehl und habe ein vollkommenes Recht darauf; Niemand kann sich darüber beklagen, da ich sie mir selbst verdiente."

"Er fuhr fort, mich um die Annahme dieser Summe zu bitten, bis ich ihn ernstlich ersuchte, nachdem ich ihm für seine Güte herzlich gedankt, die Sache fallen zu lassen."

"Ich erinnere mich außerdem noch eines Zuges, der seine Herzensgüte in demselben Grade an den Tag legte. Eine Dame ersuchte ihn um eine Gefälligkeit, welche zu leisten ihm höchst

unangenehm war. Als man ihn fragte, ob er es gethan, antwortete er: „Ja; da ich jetzt zu nichts Anderem mehr taue, muß ich doch wenigstens gutmüthig seyn."

"Am 10. Mai nahm ich von Walter Scott Abschied, — am 11ten verließ er Rom."

Die reizbare Ungebild, fährt Lockhart fort, welche dem Anblick und der Gesellschaft Roms auf kurze Zeit gewichen war, kehrte in dem Augenblick zurück, als er sich wieder auf dem Wege befand, und mehrte sich nun von Tag zu Tag. Seine Begleiter konnten ihn nur mit der äußersten Schwierigkeit dazu vermögen, die Wasserfälle von Terni und die Kirche Santa Croce in Florenz zu sehen. Am 17. Mai überschritt er an einem kalten Tage die Apenninen und dinirte auf dem Gipfel derselben. Der Schnee und die Fichten erinnerten ihn an Schottland und machten ihm Vergnügen. Gegen Abend erreichten sie Bologna, doch wollte er nichts von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt sehen, sondern drängte nach Ferrara, welches er eben so eilig passirte. Am 19ten erreichte er Venedig und blieb hier bis zum 23ten, ohne auf etwas Anderes neugierig zu seyn, als auf die Scufzerbrücke und die anstößenden Gefängnisse, in welche er durchaus hinabsteigen wollte. Als er weiter nach Innsbruck kam, war das Interesse für die berühmte Kapelle gänzlich erloschen, und eben so wenig vermochten München, Ulm, Heidelberg und Frankfurt a. M. ihn zu fesseln, die er alle im Fluge durcheilte. In dem letztgenannten Orte betrat er am 3. Juni einen Buchladen. Als der Buchhändler eine Gesellschaft von Engländern vor sich sah, legte er vor allen Dingen Sir Walter einen so eben erschienenen Steindruck von Abbotsford vor. „Das kenn' ich schon“, sagte er und kehrte in sein Hotel zurück, ohne erkannt worden zu seyn. Obgleich während der Reise oft ziemlich rauhes Wetter eintrat, so bestand er doch darauf, Tag und Nacht unterwegs zu bleiben; dabei waren die Symptome eines wiederkehrenden Schlages so unverkennbar, daß ihm sein treuer Diener, noch ehe sie Mainz erreichten, schon mehr als einmal zur Ader gelassen hatte.

In dieser Stadt schiffte er sich auf dem Rhein-Dampfboot ein; und während er den schönen Strom hinabfuhr, schien er sich der malerischen Ufer zu freuen, obschon er kein Wort darüber äußerte. Sein Auge ruhte auf den Ruinen von berühmten Schlössern und Klöstern, die ihm aus den Deutschen Balladen hinlänglich bekannt waren und die Ehilde Harold zu einem schönen Panorama verknüpft hat; als er in Köln jedoch den Wagen wieder bestieg und nichts mehr erblickte als flaches Land, einzelne Pappelgruppen und hin und wieder einen spigen Dorf Kirchthurm, fühlte er sich unendlich elend.

Am Abend des 9. Juni traf ihn endlich abermals in der Nähe von Nimwegen der gefährlichste Schlag und führte eine gänzliche Erstarrung herbei. Die Lanzette des treuen Dieners rief ihn zwar wieder ins Leben zurück, doch war von nun an nicht mehr an Genesung zu denken. Er bestand darauf, am nächsten Tage seine Reise fortzusetzen, und ward am 11. Juni zu Rotterdam auf einem Dampfboot eingeschifft, mit welchem er am 13ten gegen Abend London erreichte.

## Ostindien.

### Ein Blick auf Bombay und Salfette.

Bombay hat, wegen seiner Lage und wegen der merkwürdigen Alterthümer in seiner Nachbarschaft, manche Vorzüge vor anderen Städten der Indischen Halbinsel. Vom Hafen aus gesehen, ist die Landschaft unbeschreiblich schön; man sieht hier keine Bengalische Sümpfe und Buschwälder (Jungles), keine traurige Ebenen, auf denen das Auge umherirrt, ohne einen Ruhepunkt zu finden, sondern eine amphitheatralische Reihe waldbekrönter Höhen und felsiger Terrassen, mit Eilanden im Vordergrund, die gleich Diamanten aus der dunkelblauen Fluth hervorschimern.

Die Insel Bombay hat nur zwanzig Engl. Meilen im Umfang und ist vermittelst eines Damms, der über eine Meerenge führt, mit Salfette verbunden. Sie besteht aus zwei ungleichen Felsen-Reihen, zwischen denen ein Thal von der Breite einer Stunde sich ausdehnt, und war in älterer Zeit ganz mit Kokospalmen überwachsen. Die Festung, deren Außenwerke einen Raum von zwei Engl. Meilen einschließen, liegt auf der Südspitze der Insel. Die Stadt Bombay ist innerhalb der Festungswerke erbaut; ihre Häuser haben wegen des zierlichen Schnitzwerks an Pfeilern und Veranda's ein malerisches Ansehen; aber sie sind unbequem zusammengedrängt, und die hohen, kegelförmigen, mit rothen Ziegeln gedeckten Dächer machen keinen angenehmen Eindruck, wenn man von Kalkutta kommt, wo alle Häuser oben platt und mit Ballustraden versehen sind. Zu den schönsten Zierden Bombay's gehören seine geräumigen und soliden Werfte, das Werk baukundiger Parsen, die sich durch ihr Talent und ihre Betriebsamkeit von gemeinen Arbeitern zu wohlhabenden Schiffszimmerleuten emporgeschwungen haben.

Die sehr zahlreiche eingeborene Bevölkerung — d. h. alle Nicht-Europäer — wohnt in Vorstädten, welche den gemeinschaftlichen Namen Schwarze Stadt (Black Town) führen. Jenseits dieses geräuschvollen, aber schmutzigen Quartiers kommt man in ein Lustwäldchen aus Kokospalmen, mit vielen zwar äußerlich schmucklosen, aber sehr wohnlich eingerichteten Villa's, den Landsitzen wohlhabender Europäer. Zwischen der Küste und den Wällen der Festung ziehen sich eine geräumige Esplanade und



eine Prairie hin, von welcher die eine Hälfte den Truppen der Garnison als Parade-Platz dient und die andere mit Sommer-Wohnungen, zum Theil von sehr fantastischem Ansehen, angebaut ist. Bungalows, aus Pfählen und Brettern gezimmert und mit Palmblättern gedeckt, steigen in jeder Richtung empor; und nicht minder zahlreich sind die Zelte von Segeltuch, an denen man Glaschüren und Fenster angebracht hat. Alle diese bunten und lachenden Pavillons verschwinden aber, sobald die Regenzeit eintritt, und selbst die wenigen Spuren, die sie am Boden zurücklassen, werden von der Meeresfluth weggespült.

Ein großer Theil der Eingeborenen sind Parsen, die allbereits im 8ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, von den muhammedanischen Eroberern Persiens verfolgt, in Hindostan ein Asyl suchten. Um hier desto ungestörter die Religion ihrer Väter üben zu können, akkommodirten sie sich mehreren Borurtheilen der Hindu's. So z. B. essen sie bis auf den heutigen Tag kein Rindfleisch, ohne darum gleiche Ehrfurcht vor der Kuh zu hegen, wie die Verehrer Brahma's. Die Gottesverehrung der Parsen hatte anfänglich nur das Licht — dessen Emblem die Sonne — zum Gegenstande, ist aber, wie alle Religionen unkultivirter Völker, in grobe Abgötterei ausgeartet. Die Europäer nehmen ihre Bedienten gern aus den niederen Klassen dieser Nation, weil der Parse viel toleranter ist, als der Muhammedaner oder der Hindu, und jede Art von Arbeit unbedenklich übernimmt. Das Geld ist größtentheils in den Händen Parsischer Kaufleute, die ein gastfreier und liberaler Menschenschlag sind. Man bemerkt in ihren Wohnungen viele Europäische Möbel; auch haben sie manche Europäische Sitte unter sich eingeführt, die den Kaufmännern und den Hindu's noch so gut als fremd geblieben ist.

Die Juden sind in Bombay zahlreicher und geachteter, als im ganzen übrigen Hindostan; sie geben gute Soldaten ab, und man findet ihrer sehr viele in den Reihen der Heere. Armer hier wohnen hier nicht so viele, wie in Kalkatta, obgleich Bombay der Heimath ihrer Väter weit näher liegt. Die übrige ansässige Bevölkerung besteht aus Mahratten, Radjaputen, Arabern, Chinesen, Portugiesen und Briten.

Die Märkte Bombay's sind mit Vorräthen gut versehen; man findet hier immer einen Ueberfluß an Fischen, von denen der Bumbelow, ein sehr schmackhafter Aal, besonders stark gesucht wird. Hammel müssen hier, wie in Bengalen, mit Saamenkörnern gefüttert werden, wenn ihr Fleisch recht zart und wohl schmeckend gerathen soll. Früchte und Vegetabilien beziehen die Europäer gewöhnlich aus dem Bazar, da verhältnißmäßig nur wenige Häuser mit Küchengärten versehen sind. Einen großen Theil der vegetabilischen Nahrung liefert die benachbarte Insel Salsette, auf welcher die Parsen und andere reiche Bewohner ansehnliche Ländereien besitzen. Die Gärten dieser Insel sind wegen ihrer Schönheit und Ueppigkeit, so wie auch wegen der Güte ihrer Erzeugnisse sprichwörtlich: es gedeihen hier alle Früchte der Tropenländer; die Ananas und der Mango werden sogar vorzüglicher als im ganzen übrigen Indien. Was insbesondere den Mango betrifft, so erhält diese Frucht auf Salsette einen Geschmack, dessen Lieblichkeit Alles überbietet, was der Epikurismus nur erjähnen kann; nur schade, daß ihr Genuß mit den feineren Gesezen des Anstandes unverträglich ist. Viele Personen lassen sich vor Niemanden sehen, wenn sie Mango essen; oder sie genießen diese Frucht nur dann vor Zeugen, wenn jeder Anwesende ein Gleiches thut. In solchem Falle stellen sich mehrere Personen um einen Korb voll Mango's und beginnen die Operation damit, daß sie ihre Aermel bis zum Ellbogen aufkreifen. Dann holt sich Jeder einen Mango heraus, macht einen Schnitt in die dicke Schale desselben, löst die Schale ab und nagt das Fleisch mit den Zähnen weg. Während des Essens rinnt der Saft in goldenen Strömen an beiden Seiten des Mundes herunter, auch die Hände werden davon getränkt, und eine Reinigung ist deshalb unerläßlich. Zu diesem Zwecke hat man bei solcher Gelegenheit immer Waschbecken, Handtücher und eine Menge Wasser in Bereitschaft. Der Mango enthält vielen Nahrungstoff; sein zu starker Genuß soll aber dem Europäer nachtheilig seyn und Geschwüre erzeugen.

Der Weg zu den Höhlen-Tempeln von Salsette führt durch ein tiefes mit Mango und anderen Bäumen bepflanzt und an allen Seiten von romantischen Anhöhen eingeschlossenes Thal. Einige Mahratten-Dörfer, die an diesem Wege liegen, haben ein ärmliches Ansehen; ihre Bewohner sind aber in ganz guten Umständen. Sie besitzen außer zahlreichem Büffelvieh auch eine Menge Ziegen, die eine vortreffliche Milch geben, während die Zicklein auf dem Markte sehr gesucht werden. Auf ihren Feldern bauen sie Reis, Kokos-Nüsse und Kaschen. In der Nachbarschaft des steilen Berges, der die Höhlen-Tempel einschließt, wird die Landschaft wider und schauerlicher. Enge Felsenpfade, die der gesunde und kräftige Besucher am besten zu Fuße erklimmt, führen diesen Berg hinan, und die ersten Werke von Menschenhand, denen man begegnet, sind kleine, viereckige, in den Felsen gehauene Teiche mit herrlichem klarem Wasser. Nach halbhändigem Steigen gelangt man zu einem gigantischen Eingang, der unwillkürlich an Milton's oder Dante's Höllenspforte erinnert. Das Innere dieser kolossalen Höhlen-Tempel ist so oft und so genau beschrieben worden, daß eine neue Be-

schreibung die Mühe nicht verlohnte. Gewöhnliche Besucher nehmen wenig oder gar kein Interesse an ihrer Mythologie; und wer poetischen Sinn hat, der huldigt lieber den süßen Träumen, die das Wundergebäude in ihm heraufbeschwört, als daß er sich über die Art von Kultus, dem diese vorweltlichen Tempel gewidmet sind, den Kopf zerbrechen sollte. In die Wände der großen Höhlen sind zahlreiche Zellen, gewöhnlich aus einer äußeren und inneren Kammer bestehend, eingeschnitten, welche den Reise-Gesellschaften, die hier übernachten wollen, ein komfortables Obdach geben; denn vor jeder Höhle befindet sich ein Teich mit frischem Wasser, und Brenn-Material ist nahe zur Hand.

Die aufgehende Sonne enthält, vom Gipfel dieses Berges gesehen, ein überaus prächtiges Panorama. Das Auge ergeht sich in einem magischen Labyrinth von Hügeln und Thälern, Felsen und Hohlwegen, die mit Städten, Dörfern und isolirten Gebäuden untermengt sind, und schweift dann über die azurine See hinaus bis zu dem Mahrattischen Hafen Vassein, der den Horizont in nebliger Ferne begränzt.

Noch andere merkwürdige Tempel-Höhlen befinden sich an einem Orte, Namens Ambulth, der ungefähr sechs Englische Meilen von der Küste entlegen ist. Diese Höhlen stehen zwar den eben erwähnten an Zahl und Größe nach, sind aber vielleicht noch eleganter ausgeführt. Ihr Bau ist regelmäßiger, und in der Anordnung der Pforten und Fenster, der Korridore und Säulenreihen herrscht größere Symmetrie. Viele Basreliefs sind vollkommen schön, und die Skulptur hat einen großartigen Charakter. Diese Höhlen erstrecken sich sehr tief unter die Erde; da aber Licht und Luft durch Oeffnungen am Dache einfallen, die durch sehr dichte Baumgruppen verhüllt werden, so sind sie weniger finster und dumpfig, als man erwarten sollte. Vor den Eingängen der Höhlen wachsen so viele Bäume und Sträucher, daß man in geringer Entfernung vorübergehen kann, ohne sie zu bemerken.

Die Gegend um die Höhlen-Tempel von Ambulth ist öde und wild, aber höchst malerisch; Vogel von dem herrlichsten Gesieder wiegen sich auf den Zweigen, und ganze Schaaren von Affen schwingen sich von Ast zu Ast. An jeden Besucher ergeht aber die Warnung, vor den Bienen, welche in jeder Aushöhlung des Felsens zu Tausenden nisten, auf seiner Hut zu seyn. Junge Männer schießen gern ihre Gewehre oder Pistolen in diesen Höhlen ab, um zu erproben, ob der Knall dem einer achtzehnpfündigen Kanone in freier Luft gleichkomme; und die gewöhnliche Folge des Experimentes ist, daß ungeheure Schwärme von Bienen aufgeschreckt werden, die dem Eindringling oft bis an den Fuß des Berges nachsetzen. Wer in einem tropischen Klima viele Bienenstiche auf einmal empfängt, der kann von Glück sagen, wenn er mit dem bloßen Schmerze davonkommt; denn in der Regel gefeilt sich noch ein tödtliches Wundfieber dazu.

Die in Stein gehauenen Höhlen der Insel Elephanta sind noch berühmter, als die von Salsette, und haben das Interesse der Gelehrten noch mehr angeregt. Ihre Skulpturen sind schöner und sinniger, und eine gigantische Büste der Trimurti, welche in dem vornehmsten Tempel angebracht ist, erfüllt die Seele mit heiligen Schauern, wenn man sie in dem Dämmerlichte der domartigen Aushöhlung betrachtet. Obgleich diese uralten Heiligthümer aus Ursachen, die uns unbekannt geblieben, schon seit undenklicher Zeit verlassen und verödet dastehen, so können sie doch als sprechende Embleme des gewaltigen Einflusses gelten, den das Priesterthum in Indien behauptet hat. (A. J.)

## Mannigfaltiges.

— Ein Autographon von Shakespeare. Eine eigenhändige Namens-Unterschrift des großen Dichters ist kürzlich in England öffentlich versteigert worden und hat — wenn man die Liebhaberei der Engländer für solche Kuriositäten erwägt — den verhältnißmäßig sehr geringen Preis von 100 Pfund Sterl. (700 Thaler) davongetragen. Es war zwar eben nur der Name Shakespeare's, geschrieben im Jahre 1603 auf dem Umschlage einer Uebersetzung von Montaigne's „Versuchen“; die Echtheit der Unterschrift war jedoch konstatirt, und diese ist überdies als ein Unicum zu betrachten, da mehrere andere Unterschriften Shakespeare's, namentlich die unter seinem Testamente und unter einigen Verbriefungen, die man bis vor mehreren Jahrzehenden noch kannte, auf unbegreifliche Weise verloren gegangen oder von ihren jezigen Besitzern versteckt gehalten werden.

— Butwer's Eroberung von Granada. Von diesem Buche, dessen Deutsche Uebersetzung nebst den dazu gehörigen Stahlstichen bereits vor länger als einem Jahre in Berlin erschienen, ist jetzt erst das Original, unter dem Titel: „Leita, or the Siege of Granada“, bei Longmann u. Co. in London ausgegeben worden. Verfasser und Verleger waren freundlich genug, dem Deutschen Buchhändler, mit dessen Ausgabe auf diese Weise keine andere Uebersetzung konkurriren konnte, vollständige Zeit zu lassen, um von seinem Unternehmen Nutzen zu ziehen. Dem Original ist noch eine andere Novelle „Calderon, der Hofmann“ und ein Portrait des Verfassers beigegeben, das jedoch nicht sehr ähnlich seyn soll.